



Nicht hyggelig

Foto: mauritius images/
Spotmatik/Alamy

Zur Sterbekultur in deutschen Krankenhäusern

Jörg Stanko

Mitten im coronabedingten Lockdown erhält unser Autor die Nachricht, dass sein Vater im Sterben liegt. Um ihn zu begleiten, fährt er zusammen mit seinem Sohn in die Klinik. Hier erzählt er rückblickend von einem Abschied unter Bedingungen, die er so nicht erwartet hatte.

Bevor ich journalistisch tätig wurde, habe ich 20 Jahre lang als Therapeut an der physiotherapeutischen Bank gearbeitet. Ich kenne mich also aus mit den Auswirkungen des Fachkräftemangels im Gesundheitssystem, mit althergebrachten, mäßig brauchbaren Hierarchien, mit Druck, Frust, Wut, den Folgen schlechter Arbeitsbedingungen. Ich habe für vieles Verständnis und ich kann fast alles verstehen. Das sei hier vorangestellt. Ein Kurs im Wundern waren die folgenden Erlebnisse trotzdem.

Der Anruf

Mai 2020: Der coronabedingte Lockdown hat in Deutschland seinen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Mein Vater ist erst seit Kurzem in einem Seniorenheim untergebracht. Dort stürzt er und kommt in ein Krankenhaus. Die Diagnosen ändern sich in wenigen Tagen immer wieder, dann bekomme ich einen Anruf, den Anruf: Wenn ich meinen Vater noch lebend sehen möchte, soll ich schnell zum Krankenhaus kommen. Ich bin froh über diese Möglichkeit – wegen Corona waren

dort bisher keine Besuche möglich. Ich rufe meinen Sohn an und wenige Stunden später sitzen wir am Bett meines Vaters. Wir müssen dafür beide weite Wege mit Auto und Zug zurücklegen.

Sterben ist kein Besuch im Kaffeehaus. Das ist mir schon klar. Aber ganz gleich, wie man zu Religion und Spiritualität steht, unser Alltag und unsere Freizeitgestaltung sind doch mittlerweile vielfach durch Achtsamkeit und bewusstes Leben geprägt. Meditation ist längst keine Disziplin mehr für Sonderlinge oder Asketen. Versuche bewussten Lebens finden in jedem zweiten Volkshochschulkurs statt, in hyggeligen Cafés, Yoga-Studios oder angesagten Co-Working-Spaces. Achtsamkeit zählt zu den unabdingbaren Soft Skills in den heutigen Lebens- und Arbeitswelten.

Sterben muss man wohl immer noch unhyggelig. Oder mein Vater musste es. Vielleicht haben wir eine Sondersituation erlebt und alles ist eigentlich ganz anders. Ich hoffe es. Und glaube es jedoch nicht.

Mein Vater schnauft vor sich hin

Als wir das Krankenhauszimmer betreten, schnauft mein Vater vor sich hin. Er liegt in einem Zweibettzimmer. Man hat uns versichert, dass es den Verantwortlichen leidtue, aber es stehe kein Einzelzimmer zur Verfügung. Man nimmt das erst mal so hin. Da liegt schließlich der eigene Vater, kaum wiederzuerkennen. Bei Bewusstsein oder

nicht? Schwer zu sagen. Ich bin ja nicht die Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross.

Und Erklärungen hält scheinbar niemand für nötig. Oder es fehlt die Zeit? Wer stirbt, dem ist nicht mehr zu helfen. Ist es so? Sterben gehört hier wohl nicht zum Kerngeschäft. Wir sind Nebensache. Man öffnet uns schnell die Tür, weist auf das Desinfektionsmittel an der Wand hin und verschwindet wieder.

Hand halten, aber wie?

Dann sitzt man am Bett, versucht eine Hand zu halten. Kommt aber nicht wirklich ran an die Hand. An höhenverstellbaren Krankenhausbetten kann man nicht wirklich gut sitzen. Es gibt keinen Platz für die Beine. Auch das nimmt man so hin. Ist ja nicht für lange. Vermutlich. Ist jetzt auch nicht so wichtig. Es ist ja der Vater, der stirbt. Da hat die eigene Bequemlichkeit hintenanzustehen. Aber ich würde mich gerne auf die Situation konzentrieren und einlassen. Das geht schlecht, wenn man scheiße sitzt. Pardon. Es ist aber so. Man wünscht sich, man wäre katholisch. Dann könnte man vielleicht einen Priester rufen. Aber hier ist kein Priester. Kein Seelsorger.

Eine Schwester bringt uns eine Schatulle. Darin sind laminierte Textkarten. Zum Beispiel „Der Herr ist mein Hirte“. Sie stellt uns auch ein batteriebetriebenes Tee-licht auf den Nachtschrank. Ich sehe die Texte durch. Was sollen wir damit? Sind die zur seelischen Erbauung für uns? Sollen wir sie vorlesen? Wir haben scheinbar nur das „Do it yourself-Programm“ gebucht. Mein intuitives Handeln ist normalerweise gut ausgeprägt. Improvisieren kann ich auch ganz gut. Diese Situation macht mich allerdings zusehends mutlos, fassungslos und wütend. „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Viel Zeit bleibt für die Erfüllung dieser Verheißung nicht mehr.

Was war schön?

Mein Vater schnauft immer noch. Mein Sohn spricht mit ihm. Wie schön es war, gemeinsam in der Werkstatt mit ihm zu handwerkeln oder im Urlaub an der Ostsee. Ich frage mich im Stillen, ob er sich vorbereitet hat. Ganz selbstverständlich spricht er mit seinem Opa über gemeinsame Erlebnisse. Was war schön? Woran erinnert er sich gerne? Was hat er von ihm gelernt? Was an ihm bewundert? Ich weiß

nicht, ob mein Vater seinen Enkel hört. Ich hoffe es. Für beide.

Ich bin nicht dazu in der Lage, etwas Entsprechendes zu tun. Die Situation setzt mir emotional zu sehr zu. Außerdem sitze ich schlecht. Hatte ich schon erwähnt. Der Zimmernachbar meines Vaters hat derweil Probleme mit seinem Stuhlgang, was er auch lauthals kundtut. Ein Pfleger bringt eine mobile Trennwand und stellt sie geräuschvoll auf. Wir sehen den Zimmernachbarn nicht mehr, hören ihn aber trotzdem noch. Durch die Wand ist es im Zimmer noch enger geworden.

Irgendwann hört mein Vater auf zu atmen

Es vergeht noch fast ein ganzer Tag, bis mein Vater stirbt. Auch am Folgetag ist es nicht möglich, ungestört bei ihm zu sitzen. Ich zähle die Sekunden, die zwischen den Atemzügen vergehen. Die Pausen werden immer länger. Irgendwann hört er auf zu atmen. Er wird schnell blass. Wir sitzen noch eine Weile da, eher ratlos, etwas unbeholfen, informieren dann das Pflegepersonal. Ein Pfleger meint, wir sollen uns Zeit lassen. Zeit wofür? Die Betrachtung des elektrischen Teelichts? Wäre hier die Stimmung von *Sacré-Coeur* oder vielleicht auch nur ein Foto eines Baumes, von Wellen oder Sonnenuntergängen, ja, dann vielleicht. Ein Gespräch im Kreis der Hinterbliebenen? Zwischen Infusionsständern und Schiebemöbeln und dem Stuhlgang des dementen Zimmernachbarn? Der ist immer noch allgegenwärtiger als eine jetzt benötigte Gottheit.

Nach zwanzig Minuten kommt eine Schwester ins Zimmer und meint, sie müsste jetzt mal langsam ihren Job machen. Dann bekommen wir noch die Reisetasche meines Vaters in die Hand gedrückt. Wenig später stehen wir ratlos vor der Krankenhausporte. Den Blick auf eine große Tafel mit den Namen vieler Experten in unaussprechlichen Fachgebieten gerichtet, mit einer Reisetasche in der Hand. Ich könnte jetzt eine Zigarette gebrauchen. Dabei bin ich überzeugter Nichtraucher. Wir setzen uns ins Auto, fahren an einen See und gehen dort lange spazieren.

Warum haben wir keine Klageweiber?

Was läuft eigentlich falsch bei uns? Mich irritiert dieses Erlebnis seit Monaten. Warum haben wir keine Klageweiber, die uns in ihre Mitte nehmen, um mit uns zu klagen, zu schreien und zu weinen? Vielleicht

hätte es auch eine Letzte Ölung getan. Aber nichts zu tun, ist furchtbar.

Wir brauchen Rituale, damit wir uns verabschieden können. Damit wir uns lösen können. Keine erschöpfte Maschine. Keine noch erschöpfteren Menschen. Einen Raum, in dem Ruhe ist. Einen Raum, in dem alle Beteiligten Ruhe finden können. Sterbende und Angehörige. Wegen mir auch mit Kreuzifix an der Wand, einem Buddha und Kerzen in allen Ecken, mit Orchideen oder Kakteen auf Fensterbrettern. Mozart, Haydn oder auch Panflöten an Delfingesummse oder „Sailing“ von Rod Stewart leise im Hintergrund. Oder einfach Stille. Ich hätte mir für meinen Vater, meinen Sohn und mich einige Stunden Ungestörtheit gewünscht, um unseren Großvater und Vater würdevoll gehen zu lassen. So schlicht, so einfach, so unmöglich.

Jenseits des Fachwissens

Sterben könnte würdevoll sein. Ein Mensch, in diesem Fall fast 80 Jahre alt, verlässt sein Leben. Verbringt seine letzten Stunden auf dieser Erde. Umgeben von Menschen, die ihm nahestehen. Für jeden medizinischen Bereich gibt es Standards, Qualitätsmanagement, kluge Fachzeitschriften und noch klügere Experten. Wir sind Meister darin, uns unsere Expertisen zu beweisen, zu bescheinigen und immer wieder neu um sie zu ringen. Das ist auch gut so. Aber im Sterben geht es nicht mehr um fachliche Expertise und nicht mehr um Leistung.

Hier geht es um Menschlichkeit. Um Herzensbildung. Um Gefühle – und den Raum dafür. Wenn diese einfache Menschlichkeit nicht mehr funktioniert, dann ist das ein echtes Armutszeugnis und furchtbar traurig und wir brauchen, wenn wir so ticken, wie wir ticken, für den letzten Weg ein Qualitätsmanagement. Räume zur Besinnung und Rückzugsmöglichkeiten für Angehörige und Sterbende in jeder Klinik sind das Mindeste. Wir sollten so sterben können, dass es für alle Beteiligten eine bereichernde Erfahrung sein kann. ■

Jörg Stanko

ist Physiotherapeut, Journalist und Buchautor. Sein Kinderbuch „Flieg Hilde, flieg!“ – zum Thema Tod und Sterben – wurde positiv von 3sat besprochen. Seit 2014 ist er fester freier Kolumnist, Autor und Redakteur der *pt Zeitschrift für Physiotherapeuten*. Mit seinen Büchern absolvierte er zahlreiche Lesungen im In- und Ausland. www.joergstanko.de